

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Regina Lob [Fortsetzung]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

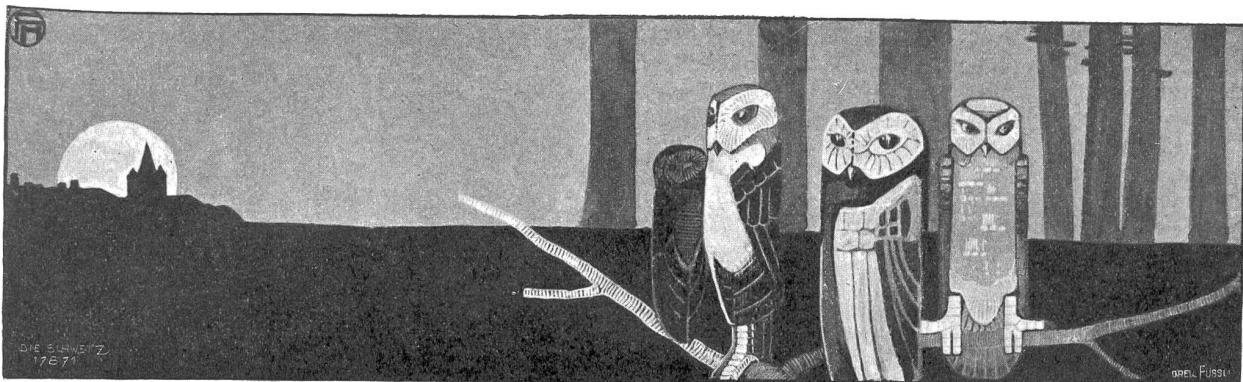
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Romanze

Nachdruck verboten.

Von Paul Jig, Zürich.

I.

Ein Sinn muß liegen in meinem Grund,
Zu sonderm Liede ein Klang —
O könn' ich heben den glücklichen Fund,
Ich such' ihn mein Leben lang.

Die Finger zählt' ich noch an der Hand,
Da saß sie schon hoch zu Roß;
Ich pflückte die Beeren am Waldesrand
Und sah nach dem Fräulein vom Schloß.

Sie ritt über Gräben und querfeldein,
Was galten ihr Blumen und Saat?
Rief Dinge, so fremd, in den Wald hinein,
Als hielt' mit den Elfen sie Rat.

Verstreut meine Ernte, zertreten gar,
Kroch aus dem Busch ich hervor —
So lustig wehte ihr goldenes Haar,
Ihr Lachen — ein silbner Flor.

II.

Kein Degen zierte mich, bin weit nicht gereist,
Doch sang ich der Lieder viel
Und alle besaßt vom selbigen Geist,
Sie haben ein einiges Ziel.

Und geh' ich des Abends am Schloß vorbei,
So singt sie ein fraulicher Mund;
Ich lausche der eigenen Melodei
Besiegt und liebeswund.

Und steh' ich frühmorgens am Walde schon,
Dann reitet sie wieder einher:
„Wer bist du,“ fragt mich ihr Blick voll Hohn,
„Daz ich dein Liebchen wär'?“ ...

Ein Sinn muß liegen in meinem Grund,
Zu sonderm Liede ein Klang —
O könn' ich heben den glücklichen Fund,
Ich such' ihn mein Leben lang ...

Regina Lob.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus den Papieren eines Arztes.
Roman von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung).

Die kleine Episode hatte mich mutig gestimmt. Was ist doch Hass und Trost und Rache wert im Angesicht des Todes! Wie verpufft das alles vor seinem eisigen Hauch! Vielleicht steht es um Theodor nicht besser als um diese Frau. O, dann darf ich mich nicht weiter zieren! Ich will mich, so tief es sein muß, demütigen, um ihn zufrieden zu machen. Dem Scheidenden muß man den letzten Schritt vergolten...

Der Platz, wo die tapfere Frau gesessen hatte, schien mir fast heilig. Um so ärgerlicher machte es mich, daß von dem andringenden neuen Volk gerade zwei überjunge, gezierte, weltfrohe Leutchen herhüpften und die Sitze belegten. Verdrossen sah ich,

dass das männliche Geschöpf ein Jurist war, den ich früher in einem befreundeten Verein noch als Studenten etwa angetroffen. Seit zwei Jahren war er irgendwo auf dem Lande als praktischer Anwalt tätig. Mich kannte er nicht, da wir uns kaum einmal begrüßt hatten und er so kurzsigig war, daß der Optiker ihm das schärfste Glas seines Ladens in den Kneifer setzen mußte. Es sproßte um sein längliches, etwas fadens Gesicht ein kümmerliches, bleichfarbiges Bartgespinst. Man glaubte, es wegblassen zu können wie ein Spinnengewebe, so schwächlich sah es aus. Das Kopfhaar war ebenso licht und dünn. Er hatte es glatt gefäminnt, haarscharf in der Mitte gescheitelt und tapfer eingefalbt. Der feine Frack

mit seidenen Läden, der hohe Stehkragen mit Lilakrawatte, die zehnfach gefältelte, blanke Hemdbrust und eine prachtvoll ausgeschnittene, silbergraue, mit dicken Dahlien bestickte Weste bewiesen mir, daß der Mann etwas auf sich und seine stilvolle Erscheinung halte. Eng an den schmächtigen blutlosen Herrn schmiegte sich ein festes, starkes, großköpfiges Fräulein mit rabenschwarzem Haar, vollen, blutig-leuchtenden Wangen, schönen, braunen Augen und einem dunkeln, sanften Samtflaum auf der Oberlippe. Ihre Nase war leicht gebogen und überaus fein, der Mund voll Frische, das Kinn fest und die Schultern mächtig wie die unserer Mutter Helvetia. Es war eine wirklich Schöne und Wuchtige, und der farblose Jüngling mit den großen ratlosen Wasseräugern und dem magern Bartgefaser erschien an ihrer Seite wie eine dünne schmächtige Silberweide neben einem breiten funkelnenden Kirschenbaum.

Das sah man sofort: Die zwei waren verliebt und sicher auch schon auf tausend büttelpapierenen Karten verlobt. Ich merkte bald, daß der Advokat seine Geliebte für ein paar Tage auf Besuch zu seinen Eltern abgeholt hatte.

Der Arme war schwer verliebt. Er knetete und massierte ihre Hände und warf sich ihr schier ins Gesicht, wenn er ihr etwas Gutes sagen wollte. Mich starnte er ein Weilchen unklar an, wie eine Wolke, die man schon einmal irgendwo am Himmel gesehen hat. Auch sie prüfte mich ein bißchen. Ich aber machte ein unendlich langweiliges, interesseloses Gesicht und senkte wie zum Schlummern leicht die Lider. Aber ich ließ mein spassiges Gegenüber nicht außer acht. Allen Vorbereitungen nach mußte sich da nach der Tragödie ein Lustspiel abspielen.

„Du wirst ordentlich staunen, Welch' ein hübsches Zimmer du bekommst — gegen den See! Wenn der Mond scheint, ist es da besonders schön. Dichte mir dann nur keine Schilflieder!“ sprudelte er los.

Sie lachte rasch und sah ihn mit vernarrter Liebe und wie einen Gott so gläubig an. Wie schön sie auch war, von Minervas Licht lag nicht der leiseste Schimmer auf ihrem Gesicht. Man dachte bei ihrem Anblick an ein reiches, starkes, gesundes Mädchen, das lesen und schreiben und ein Apfelfompott bereiten und lieben kann. Er dagegen war ohne Zweifel gescheiter, als sein kurzsichtiges graues Froschauge und seine niedrige Stirne verrieten.

Da sie nicht wußte, was für eine Bewandtnis es mit dem Mond und dem See und den Schilfliedern hätte, erklärte er: „Weißt, das sind Gedichte von Heinrich Heine — muß sie aber nicht lesen!“

„Gibt es jetzt auch Konzerte bei euch?“ fragte sie schüchtern. Wie klein war die Stimme dieser großen Person!

„Soviel wie nichts,“ erwiderte er. „Und wenn auch, meine Eltern haben es nicht gern, wenn wir spät miteinander ausgehen. Darein mußt du dich fügen, Schatz!“

„Ja, ja,“ sagte sie zufrieden.

„Uzlin!“ rief der Schaffner. Man sah einen kleinen Bahnhof, schmucke Straßen mit hübschen

Häuserreihen und kleinen, zierlichen, aber noch dünnen Obstgärtlein davor.

„Auch so ein Nest! Hier habe ich vor vier Wochen plädiert,“ haspelte der Jurist mit seiner dünnen flanglofen Stimme hastig weiter.

„Ja, so, hier?“ machte das Fräulein verwundert und starre ihn wieder wie einen noch größeren Gott an.

„Es war ein interessanter Fall, noch gar nicht vorgesehen im alten Zivilgesetz. Mußte den Entwurf von Huber hernehmen ... Uebrigens haben sie hier ein schlecht geheiztes Lokal und miserables Papier!“ warf er geringlächig hinzu.

Ich schloß daraus, daß der junge Sachwalter den Prozeß hier verloren habe.

Er schlug mit der langen, blassen, dreimal beringten Hand Uzlin wie eine Fliege von sich.

„Ist dir denn nicht Angst, wenn du vor allen Richtern und so vielen Leuten reden mußt?“

„Angst! Schatz, das kennen wir nicht!“ sagte er gelassen. Mitleidig strich er den Scheitel seiner Jungfer.

„Gott, seid ihr Menschen!“ stieß sie hervor.

„In Flammigen habe ich die Alten erst eine Stunde vor dem Plaidoyer gekriegt. Der Gerichtspräsident hat mir hernach auf die Achsel geklopft und gesagt: „Geben Sie Ihre Rede doch in Druck!“ Weißt du, so unvorbereitet geht einem die Rede am gewaltigsten vom Mund — Man weiß nicht, von wannen es kommt und braucht...“

„Du, du,“ sagte sie wieder, und nun sah ich, daß die schönsten Augen auch die dümmsten Blicke senden können. Etwas unglaublich Einfältiges, Blödsüßes hatte diese große Landpomeranze an sich.

„Uebrigens haben sie auch in Flammigen ein ganz entsetzliches Amtslokal und unbequeme Stühle und ein Papier wie Hobelspäne...“

Ich folgerte, daß der Anwalt auch diesen Prozeß mit Auszeichnung verloren habe.

Mit einer prachtvollen Geste der Hand hatte er auch Flammigen abgelehnt.

„Aber Ernst Peterlin fürchtet sich doch vor jeder Rede!“

„Ach der! Wir sagten ihm nur, Der Nudelmüller. Der sollte doch keine Gesetzesparagraphen auslegen, sondern Macaroni fabrizieren. Dafür hat er Talent!“

Sie lachte laut auf. Wie ihr Geliebter Wiße machte! Wer konnte es ihm in Spaß und Ernst gleich tun?

„Und er ist ein Faulenzer, und hat doch kein Geld und keine Onfels mehr! Alles todgepumpt! Der geht zugrunde wie ein Stein im Wasser!“

„Und doch heiratet er die Mina Knechtle. Oder ist es nur ein Gerücht?“

„Es soll wahr sein,“ versetzte der Advokat munter. „Weißt du,“ fuhr er fort, ihre Hände in seine Weste schließend und dann wieder damit über seinen Ziegenbart streichelnd, „weißt du, was der Vitar Fehr sagte, als er hörte, sein braves Unterrichtskind, die Mina, habe sich mit Peterlin verlobt? Hör' mal: Das... arme... Kind!“

Das sagte er mit einer so feinen Nachahmung in der Stimme und im röhrenden, zitternden Ton jenes auch mir wohlbekannten Geistlichen, daß ich den Vikar zu sehen glaubte, wie er die Arme nach dem Vögelchen ausstreckt, das ihm so unklig aus dem Taubenschlag entfloß.

„Ist es wahr, daß sie die Hochzeitsreise nach Wien machen?“

„Meinetwegen wohin sie wollen! Aber, Schatz, wo wollen wir hin?“

„Das weißt du viel besser; du kennst die Welt! Sag' du wohin!“

Er spreizte sich wichtig und knipste mit den Fingern. „Nach Spanien!“

„Ah,“ zuckte sie freudig auf. „Spanien — Rastanien!“

„Aber die verdammten Karlisten dort ... Nein, nach Italien!“ verfügte er kurz besonnen.

„O, nach Italien!“ wiederholte sie ebenso entzückt.

„Ja, aber nicht vierzehn Tage, wie die spießbürgerlichen schwäbischen Regenschirmpärchen! Wir machen sechs bis acht Wochen daran. Ich werde vorher noch alle Prozesse schneidig ausfechten — ritsch-ratsch! Ha, wenn du den Mailänderdom siehst!“

„Lieber, Lieber!“ Sie sog sich an ihrem blassen Burschen mit den Augen förmlich fest.

„Er ist ganz aus schwarzem Marmor gebaut; aber innen ist es hell wie in einer Mondnacht.“

Sie war vor einfältiger Freude sprachlos.

„In Venedig werden wir nur in weißen Strümpfen und in hirschledernen Pantoffeln herumreisen...“

„Pantoffeln?“

„Natürlich, das tun alle bessern Leute! Man fährt überall mit der Gondel. Keinen Fuß setzt du auf eine Straße ab. Man rudert sozusagen ins Schlafzimmer hinein!“

„Aber...“

„Kein Aber! Ist das nicht lustig?“ fragte er, vom Gedanken ans Schlafzimmer so gepackt, daß er sie neuerdings und fester an sich preßte.

Diese Narren! dachte ich spöttisch.

„Kommen wir auch nach... nach... Wie heißt die Stadt, wo... der, ach... Wie heißt der Dichter, der von der, der... der Frau, die mit einem Geliebten einen Roman gelesen hat und dann...“

„Ja, ich weiß, ich weiß... Dante!... Die Francesca da Rimini! Ja, natürlich kommen wir nach Florenz! Aber hast du denn Dante gelesen?“

„Ich?“ sie lächelte blöde und wie auf einer Schulde ertappt. „Nicht viel!“

„Wir wollen ihn dann auf der Reise mitsammeln lesen. Er ist großartig. Ich will ihn dir dann erklären. Horch' mal, wie das tönt:

Per me si va nella città dolente,

Per me si va nell' eterno dolore,

Per me si va nell-nell-nella città dolente!

So fängt es an...“

„Wie reizend,“ flüsterte sie, ihn kostett anstöhnend, „nein auch, wie reizend!“

„Nein, wie Domglocken, mußt du sagen!“

„Ja, die Glocken der Kathedrale von Sankt Gallen!“

„Das ist zu wenig, Schatz! Du kennst eben noch keine größere Kirche. Wer im Sankt Peter könnte unsere Kathedrale eine halbe Stunde lang im Galopp laufen!“

Mir putschte ein Ton wie Lachen heraus. Die Vorstellung war zu kostlich. Die Kathedrale von St. Gallen im Petersdom galoppierend, eine halbe Stunde lang, und immer noch an kein Ende kommend! Ich schneuzte mich schnell, um keinen Verdacht zu erwecken, und suchte mein erwachtes Mimeli wieder in Schlaf zu wiegen, während das Paar auf dem schiefen Turm von Pisa schräg über die ganze Stadt und das halbe Meer hinausging. Aber Mimeli wollte nicht mehr schlafen, weinte fast und tat unwirsch. Erst als ich ihm eingab, daß wir nun bald aussteigen und in ein verflixt kleines, lustiges Nebenbähnlein sitzen müßten, das wie ein Röcklein in den dicken Schnee der Berge hinaufstraben werde, ward mein liebes Kind wach und munter. Wir waren indessen schon ziemlich hoch gekommen. Überall lag nun Schnee. Weiß war alle Erde. Totenstille herrschte über den wenigen Häusern und Wäldchen, die wie einsame Inseln im weißen Einerlei lagen. Da und dort quirlte ein fadendünner Kaffeerauch aus einem gemütlichen alten Schornstein...

Die Verliebten waren inzwischen schon in Neapel und sahen von einer ringsum laufenden Galerie aus in den brodelnden, weißglühenden Krater des Vesuv hinunter. Dann setzten sie nach Sizilien über, wo er nur mit einem Messer, das dazu stumpf war, und mit Vogelschrot zwei Briganten in die Flucht schlug. Nun schifften sie sich nach Genua ein. Und alles, was sie noch erlebten, ward mit unglaublichen Kunststücken des Advo-katen und mit der willigen Nachfolge und blöden Bewunderung dieser hübschen Gans geschmückt. Zuerst hatte es mir Spaß gemacht; jetzt ekelte mich dieses Gerede an. Zwei Menschen, die sich fürs ernste, stählerne, wuchtige Leben mit allen seinen Wiegen und Särgen für immer verknüpfen wollen, finden kein anderes Thema als diesen Stumpfesinn! Arme Geschöpfe!

Auch meine selige Frau war ein untiefes Weibchen gewesen. Sie hat immer und überall ein Späßchen aus der eilenden Stunde zu zupfen verstanden. Von Rosenbeeten gern, gern, aber von Abgründen wollte sie nichts wissen. Doch war sie auch so leicht und zart wie ein Schmetterling gebaut, genau so schön, so leis, so gut und so kurzlebig. Es wäre schade um ihr kurzes Schmetterlingsglück gewesen, wenn ich sie auch nur einmal hätte weinen lassen. Aber hier war es nicht Lächeln, sondern Dummiheit, nicht eine helle Herzensfröhlichkeit, sondern Großhansen und Kriegerei. Und wieder fäste mich ein eigenes Sehnen, zu jenem andern Paar zu kommen, wo denn doch der Mann ein wahrhafter Mann und die Frau eine wahre Frau, wo man mit tüchtiger, erprobter Liebe zusammensteht und eines fürs andere leben und sterben

wollte. Fahre, fahre, Bähnlein, rascher aus diesem dumpfen Gestrichel und Geprahle in die schwierige, aber liebe Ernsthaftigkeit der Weggisser hinauf!

„Hier,“ sagte der Advokat im Aussteigen und zeigte auf ein großes Stadthaus, „hier habe ich dem Präsidenten der Handelskommission gesagt: ‚Du bist ein Kamel, wenn du nicht einmal soviel kapierst!‘ und er hats verdaut!“

„Gelt, Vater, der dort hat immer ganz dumm geschwätz,“ urteilte Mimeli in seiner redlichen Kindermanier; „es ist gewiß kein Wort wahr, oder?“

Statt aller Antwort fügte ich diesen reinen, gescheiten Mund voll Innigkeit. Und ich fühlte mich sehr stolz als Vater eines so ernsthaften, scharfsichtigen Mägdleins...

* * *

Es war tiefgelber Winterabend hier oben in den Bergen, als Mimeli mit mir vom Bahnhäuschen zum Weggisserhof hinaufging. Wie staunte mein Kind über diese nahen, großen, zuckerweißen Berge, über diesen nebellosen Himmel und über eine Sonne, die so goldig groß, aber kalt im Westen niederkugelte! Dann die kleinen, vielfenstrigen, reinen Häuser mit Brettlein vor den Scheiben und Vogelfutter darauf und mit einem strammen Birkenbesen vor jeder Haustüre! Und der saubere, eisblaue, scharfe Wind, der einem so hart um die Wangen saust und doch so köstlich warm macht! Und wie eigen die Leute reden und, wenn der Saß zu Ende geht, fast singen! So einfache Kleider, ohne Ueberzieher, mit Zipfelmützen, so braune und graue Gesichter, gewiß vom Fels und vielen Schnee und Wind so hart gemacht! Na, mein kleiner Balg staunte genau so großäugig und offenen Mundes in diese neue, saubere, eigenshöne Welt wie einst sein Vater als Schulbub gestaunt hatte, als ihm Theodor zum ersten Mal soviel Schnee und so nahe, klare Berge und so ein steiniges Volk gezeigt hatte!

Die Schulkinder kamen gerade über die Straße. Sie führten alle Davoserschlitten mit sich und fuhren im hügeligen Dorf, wo es sich nur eine Minute lang bot, die gekrümmten, engen Gäßchen nieder. Das klingelte und schellte und rief Obacht und lachte und schimpfte und überwarf sich mit Schnee, wie so ein richtiges, ungezähmtes Buben- und Meitlivolk es liebgewohnt ist. Es flogen heftige Schneeballen in weiten glitzerigen Bogen. Aber nicht lange. Der Schnee fing schon an hart zu gefrieren wie abends immer bei so hellem Himmel.

Unter den Zweit- oder Drittfläßlern ging ein Knabe einher, schlanker und höher als die andern, mit braunem Wirbelhaar und dunkelroten, stolz geblähten Lippen. Er trug einen runden Kopf auf dem biegsamen Hals und schimmerte mit zwei goldbraunen Augen links und rechts befehlshaberisch herum. Nun stand er auf seinen Schlitten und ließ sich von zwei Gespanen wegauf ziehen, ohne in seiner kerzengeraden Haltung im mindesten zu schwanken. Mit einer jungen, dünnen Stimme herrschte er seine Knechtlein an: „Hurtig! Hui doch!

Hurtiger, ich falle doch nicht!“ Jetzt schwirrten sie an uns vorbei. Mein weißwamiges Kind staunte den stattlichen Jungen gewaltig an. Er aber sah hochmütig auf Mimeli herab und freute sich doch, daß wir stille standen und ihm unsere Andacht schenkten. Laut schrie er: „Wollt ihr wohl besser ziehen! Da habt ihrs!“ Damit hieb er mit einer Rute den beiden trabenden Menschenpferdlein scharf übers Bein. Dann blickte er großartig nach uns zurück. „Schaut ihr, ich darf! Die müssen folgen!“ hieß das. Nun bogen sie ins steile Sträßchen zum Weggisserhaus hinauf. Da ward der Trab mühsam. Aber der schöne reiche Kerl peitschte und trieb die zwei Untertanen stramm in Lauf. Und sie gehorchten schnaufend und schwitzend und gern. In allen Bergdörfern sind die hübschen und reichen und starken Kameraden Tyrannen der andern.

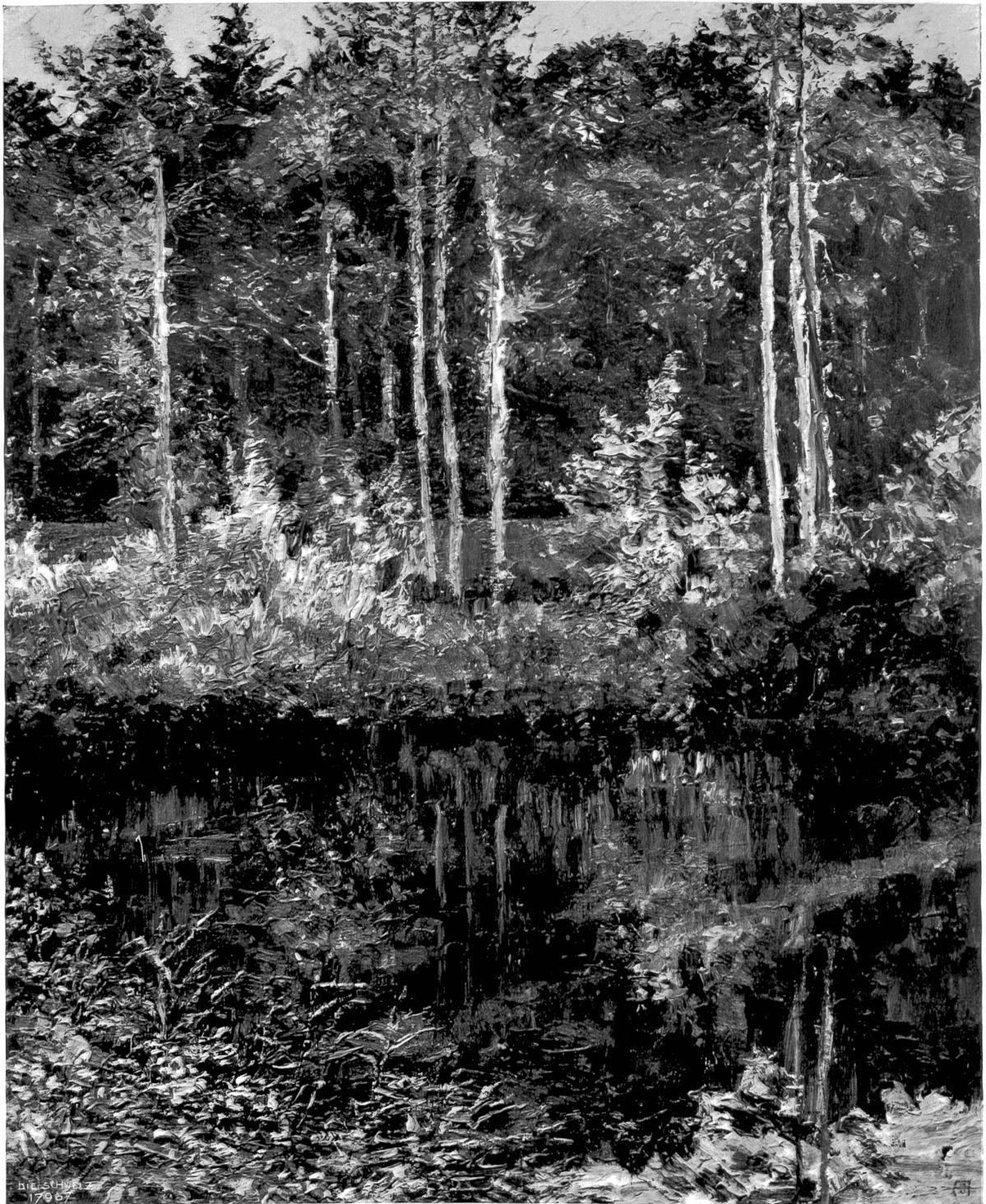
Ein sonderbares, unheimliches Gefühl beschlich mich. War es auch nur ein harmloses Büblein, sein Tun war mir doch zuwider. Ich konnte jetzt kein herrisches Gebaren ertragen. Denn ich rechnete da oben auf Entgegenkommen und Milde.

„Das ist ein feiner Knab,“ rühmte Mimeli; „aber er hat mir die Zunge gestreckt!“

„Aha, der junge Weggisser!“ fiel es mir sofort ein. Darum, darum! Dieses Haar, dieser üppige Mund, dieser runde Krauskopf! Ja, ja, genau wie Theodor als Bub. Und so wird ers auch in seiner Kinderzeit getrieben haben. Damals schon haben sie ihn verwöhnt und ihm die Hände unter die Füße gelegt. Aber das Zungenstreichen hat der kleine Bengel nicht vom Vater!

Noch viel schwieriger, als den zwei Rößlein vorhin, ward mir der Aufstieg; denn mich dünkte, ich ziehe die ganze schwere Feindschaft der Vergangenheit mit mir hinauf, um sie dort oben hoffentlich für immer abzuladen. Aber ich war nun einmal soweit und wollte die Sache zu Ende führen. Erst jetzt erzählte ich dem Töchterlein, daß ich da oben im Haus einen kranken Freund besuche. Er habe ein Knäblein und ein ganz kleines Dirnchen. Mit denen solle es sich nur gleich befreunden. Es werde viel Spaß daran haben. „Aber, du gehst ja gar nicht gern hin!“ wandte Mimeli ein und trippelte ungeschickt im glatten Schnee haldan. „Ich nicht gern hingehen? Warum etwa nicht? Was du nicht alles erfindest!“ sagte ich verblüfft und suchte die hellen großen Augen meines Kindes ohne Erröten auszuhalten. „Du hast ja immer die Stirn' gerunzelt und noch nie ‚O du lieber Augustin' gepfiffen!“ neckte das kleine Mütterchen von Bosheit. „Nein, du gehst nicht gern,“ wiederholte es bestimmt; „aber ich tu' da oben nicht, als wüßt' ichs!“ machte es mit unvergleichlich unschuldiger Schelmerei.

Wir gingen sehr langsam. Niemand kannte mich. Denn ich hatte seit fünf Jahren einen greulich roten Bart, der nur mir gefiel, von Ohr zu Ohr wuchern lassen und zog den Kragen hoch und die Pelzmütze tief ins Gesicht. Als wir an die Haustüre gelangten, wußte ich, daß wir es sehr geschickt treffen. Man wartet hier in allen Stuben mit



Jean Affeltranger, Töß.

Stilles Wasser.
Ölgemälde im Besitz des Herrn Ständerat Dr. Paul Usteri, Zürich.
Phot. Hermann Linck, Winterthur.

dem Besperbrot, bis die Kinder aus der Schule heimkommen. Nun konnte ich sie alle beisammen um den Tisch herum packen. Ganz gut hörte ich durch die kleinen Fenster eine hohe Knabenstimme lärmend und den ehernen Schall der Frauenstimme dazwischenklingen. Ihrer Stimme! Etwas tiefer noch im Alt als früher, etwas nüchterner, aber doch noch immer das gleiche volle Cello. Von Theodor vernahm ich nichts. Immer nur den Buben und die Mutter. Das allein sagte mir genug von seinem Leiden.

Jetzt gilt's! Fest packte ich Mimeli am Händlein, daß es verwundert zu mir aufsägte, und ging, ohne zu läuten, ins Haus hinein. Im steinernen Gange lagen Schlitten, Knabenskier, Schneeschaufeln über einen Haufen, ganz wie zu meinen Zeiten. Nebenan in der Brunnenstube klingelte das Brümlein. Rasch klopfen wir die zwei Treppen empor, drängten uns durch die obere, nur angelehnte Korridortüre in den Stubenflur und sahen in eine offene rauchige Küche, wo jemand im Herdfeuer mit zündelrotem Gesicht herumshürte. Wohl die Magd. Jetzt klopfte ich an die Stubentüre. Ich tat es in meiner Erregung furchtbar laut. Von innen scholl Tassengeklirr, Kinderlärm, die Frauenstimme.

„Pst! Es hat geklopft!“ sagte eine heiitere Stimme, die mich beben machte.

Da ward es ganz still.

Ich klopfte nochmals, zaghäfter, demütiger. „Herein!“ rief die Frau und schritt zugleich mächtig zur Türe. Aber ich öffnete fieberig rasch und sperrte die Türe ganz auf, damit mich alle im ersten Blick sehen und das Weib mich nicht etwa zurückdrängen könne. Neben mir stießte sogleich Mimeli auf den Söller und forschte mit städtischer Rechtheit nach den versprochenen, so lustigen und spaßigen Gespannen.

Die broncebraune Frau im leichten blauen

Hausjäcklein wisch betreten zwei, drei Schritte zurück. Am Tisch reckte der kleine Schlittenkönig den Hals und baumelte gewaltig mit den Beinen. Daneben hielt ein etwa fünfjähriges Mädelchen eine große Tasse an beiden Ohren und schlürfte und schlappte Milch, ohne darum ein Auge von uns abzuwenden. Der Tisch war an das Sofa gerückt, wo Theodor neben seiner goldrandigen Tasse halb saß, halb lag. Es war dämmerig. Ich sah alles und doch nichts genau. Und die Spannung, in der ich stand, spielte mir im ersten Augenblick die vier Gesichter wild durcheinander.

Aber ich mußte bei diesen steinernen Menschen frisch auftreten, das vergaß ich nicht. Mit einem großen, flinken Schritt eroberte ich die Stube, schloß die Türe hinter mir und ließ die Hand Mimelis fahren, als müßte ich sie jetzt gegen alle diese Menschen da brauchen. Die erste Sekunde war unschätzbar. Ich wollte sie nicht dem Feind überlassen. Ehe Theodor oder sein Weib auch nur einen Ton hervorbrachten, hatte ich die Weggisserin stramm an der Rechten erfaßt und ließ sie nicht los, wie sehr sie mich mit Staunen, dann mit Schrecken dann mit überwallender Wut anblitzte.

„Liebe Frau Weggisser, ich fliege — wie ein Sturm vogel ins Haus! Ich hätte es lieber anständiger gemacht. Aber ich wäre dann nicht so weit gekommen. Jetzt bin ich da, und wenn Sie mich hinausjagen wollen, so — so jagen Sie uns eben wieder in den Schnee hinaus! Aber Ihr großer stolzer Bub da hat uns den Weg gezeigt. Mit dem müssen Sie zuerst schimpfen!“

Regina hatte eine teilnahmslose, tödlich kalte Miene angenommen. Ich ließ ihre kühle, schlaffe Hand los. Wieder stieg eine unsägliche Freudlosigkeit an diesem Weibe in mir auf. Nur beim Melden ihres Jungen zuckte ein Schimmerchen über ihr dunkles Gesicht...

(Fortsetzung folgt).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Bubenidyll.

Von Hermann Chrsam, Zürich.

(Schluß).

Ba hielten nun die beiden Oberhäupter des ruhmvollen Comanchenstammes in „Sicherheit“, und zwar noch sicherer, als es der Hubi-Karl vor zwei Minuten in seinem Gejubel geglaubt hatte. Der tapfere, unbewegbare Medizimann Buffalo-Bill und der mächtige, siegreiche Häuptling Sitting-Bull glotzten einander an in der dumpfen Dunkelheit. Der eine rieb sich in stummer Trostlosigkeit seinen aufgeschwollenen Backen und der andere in stiller Verzweiflung seine überroten Ohren, was beiden nicht viel half — als die Türe wieder aufgeschlossen wurde und wieder der schimpfende Gärtner hereinkam. Diesmal hatte er aber ein Notizbüchlein mit Bleistift in der einen und einen zünftigen Haselstock in der andern Hand und schrie schnauzig: „Heh, ihr Verbrecher! Ihr Sünder! Ihr Lumpen! Kommt her!“

Der Sitting-Bull wollte dem Temperli den Vortritt lassen; denn er hatte eine Ahnung, was das bedeuten sollte. Aber der Buffalo-Bill war noch der Be-

scheidenere und verfroch sich hinter seinen armen Freund, und so stupften sie einander hin und her, bis es dem bartigen Engel der Rache zu bunt wurde und er den Hubi-Karl an den Haaren packte, ihn zu sich her zog und knurrte, indem er sein Büchlein öffnete und seinen Bleistift abschleckte: „Halunkli! Wie heißt du und wo wohnst du?“

Den Sitting-Bull ließ aber trotz all den dunklen Ahnungen seine Schläue nicht im Stich, und er log frisch, obwohl er innerlich schon den Haselstock zu spüren vermeinte: „Ich bin der Abraham Knüslein und wohne in der Stadt im Panoptikum.“

Langsam und wichtig kratzte das der dunkle Mann in sein Büchlein, und nun kam der Buffalo an die Reihe, dem die Leichtgläubigkeit des Gärtners Mut mache, und leck wollte er diesem angeben: „Mein Vater ist der Bundespräsident — und ich wohne nicht hier!“

Da kam er aber schön an! „Was sagst du? Du